

Vom *American Dream* zur Wirklichkeit

*Women's Studies*¹ in den USA

Anette Baldauf

Gemeinsamkeiten und Differenzen

Auch erweist das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ sich vor Ort nicht immer so rosig, wie oftmals über dem Atlantik vermutet. Wirtschaftsrezession und allgemeine *Backlashes* bestimmen gegenwärtig auch oder gerade in den USA die politische und damit auch universitäre Landschaft. Dennoch, die Stärke der Frauenbewegungen, die traditionell hohe Erwerbsbeteiligung der Frauen sowie die lange Tradition an Frauencolleges und -universitäten (früher zentrale Orte weiblicher Intellektualität², heute nahezu zur Gänze koedukativ geführt) haben sich als gute Ausgangsbedingungen erwiesen.

Ein zentraler Unterschied zwischen den USA und den westeuropäischen Staaten ist auf die Vielzahl an Universitäten zurückzuführen. Eine pseudo-familiäre Verstricktheit der Universitäten, mit der in kleineren Staaten „unpassende“ Persönlichkeiten und Ansätze radikal aus dem Wissenschaftsbetrieb ausgegrenzt werden, aber auch eine homogene inhaltliche Ausrichtung ist in einem Land dieser Größe nicht möglich. Wengleich die finanzielle Unterstützung frauenbewegter Förderer/Förderinnen, Mäzen/inn/en und Stiftungen überaus positive Auswirkungen auf den Auf- und Ausbau der *Women's Studies* hatte, sind es dennoch nicht unbedingt die privaten — und damit oft elitären — Bildungsinstitutionen, die *Women's Studies* fördernd gegenüberstehen. Die vom Staat im Zuge der *Affirmative Action*-Politik verteilten finanziellen Anreize — je höher der Anteil an Frauen und an

1 Ähnlich wie in Österreich bilden auch in den USA die Termini „Women's Studies“, „Gender Studies“, „Feminist Studies“ und „Difference-Feminism“ Anlaß für zahlreiche Streitgespräche. In der Diskussion um Labeling, Kategorisierung und Ab-, aber auch Ausgrenzung wird der nach wie vor am häufigsten gebrauchte Terminus *Women's Studies* oft als übergeordnete Kategorie für unterschiedliche „Feminismen“ verstanden.

2 Vgl. Theresa Wobbe, Zwischen Verlautbarung und Verwaltung — Überlegungen zum institutionellen Kontext von Frauenforschung, in: *Feministische Studien*, 6, 1 (1988), 124—128.

Minderheiten, desto höher der Anteil an staatlichen Geldern — zeigen nun ihre Früchte, die nicht immer süß sind: Universitäten, die auf staatliche Gelder angewiesen sind, stellen heute einen relativ hohen Anteil an Frauen und an Minderheiten; Universitäten, die sich primär über private Gelder finanzieren, sind großteils noch immer Hochburgen andro- und eurozentrischer Wissenschaft. Indiz für ein relativ hohes Problembewußtsein bilden beispielsweise die Werbebroschüren der um Studierende konkurrierenden Universitäten, die nahezu alle bereits auf den ersten Seiten ihrer Selbstdarstellung den Frauen- und Minderheitenanteil anführen. Ob einige Universitäten die Unterrepräsentanz von Frauen und Minderheiten als Vorzeigeticket ihrer Exklusivität verwenden, müßte einer differenzierteren Untersuchung unterzogen werden.

Ein weiterer Unterschied beruht auf differenten kulturellen Traditionen: Perfekt in Selbstdarstellung und Präsentation der Errungenschaften erwecken US-amerikanische Wissenschaftlerinnen oft bei Europäerinnen den Eindruck, allem weit voraus zu sein.

Integration und Marginalisierung

Ähnlich wie in Westeuropa³ zeigten sich auch in den Vereinigten Staaten⁴ die akademischen Felder⁵ unterschiedlich resistent gegenüber feministischen Ansätzen, weshalb auch die US-Amerikanerinnen keineswegs homogene, sondern z. T. divergierende Strategien zur Sicherung und Stärkung von *Women's Studies* einschlugen. Integriert in die Suche nach neuen Lehr- und Lernformen standen *Women's Studies* ursprünglich im Kontext einer allgemeinen Curriculumtransformationsbewegung. Ähnlich wie in Schweden hatte diese ihren Ursprung in Forschungsprojekten, die im Laufe der Zeit in die bestehende Universitätsstruktur integriert wurden. Keineswegs abgeschlossen, werden Fragen curricularer Verankerung auch heute noch diskutiert: Zu Beginn dieses Jahres sorgte die Integration von Inhalten zur Homosexualität in die Curricula der Unterstufen für erhitzte Gemüter.

3 Vgl. Anette Baldauf u. Andrea Griesebner, *Entwicklung und Institutionalisierung von Women's Studies im europäischen Vergleich* (= Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft, Bd. 1), Wien 1992.

4 Vgl. Renate Duelli-Klein, *Feministische Wissenschaft und Frauenstudien*, Dortmund 1982.

5 Das Studium setzt sich aus einer *undergraduate* und einer *postgraduate* Phase zusammen. Erstere wird mit einem *BA (Bacchalaureat of Arts)* bzw. *BSc (Bacchalaureat of Science)* mit Haupt- und Nebenfächern abgeschlossen und ist in inhaltlicher Hinsicht mit den Gymnasien vergleichbar. Danach stehen *Professionals Schools* (Fachhochschulen) oder *Graduate Schools* zur Verfügung, die mit einem *MA (Master of Arts)*, einem *MSc (Master of Science)* bzw. fachspezifischen *Master Degrees* abgeschlossen werden. Die Mindeststudiendauer dieser Programme variiert in Abhängigkeit zu einem *Fulltime-* bzw. *Parttime-*Studium zwischen 12 und 24 Monaten. Im weiteren Bildungsverlauf bildet der *Master Degree* in der Regel die formale Voraussetzung für das Erlangen eines *PhD-Abschlusses (Doctor of Philosophy)*, welcher, auf österreichische Verhältnisse übertragen, zwischen Dissertation und Habilitation angesiedelt werden kann.

Prinzipiell lassen sich heute drei Modelle der Institutionalisierung von *Women's Studies* skizzieren:

- a) Das Zentralisationsmodell umfaßt ein *Women's Studies Center* mit hauptamtlich zugeordneten Wissenschaftlerinnen und meist auch ein von Wissenschaftlerinnen des Zentrums und (zweit-)zugeordneten Wissenschaftlerinnen angebotenes *Women's Studies Degreeprogram*.
- b) Beim Integrationsmodell werden *Women's Studies* Kurse im Rahmen der „traditionellen“ Studienrichtungen angeboten, die je nach Disziplin im Studienplan anrechen- und integrierbar sind.
- c) Im Falle eines Mischmodells sind — meist mit Ausnahme der Koordinatorin und/oder Direktorin — die Wissenschaftler/innen „traditioneller“ Disziplinen formell oder informell dem Zentrum (zweit-)zugeordnet. Wird ein spezielles Programm angeboten, so handelt es sich meist um eine Bündelung vorhandener Lehrveranstaltungen.

Die Studienmöglichkeiten variieren je nach Institutionalierungsgrad zwischen einem *Women's Studies Degreeprogram* im Haupt- oder Nebenfach, einem formal anerkannten Konzentrationsstudium sowie einer individuellen Schwerpunktbildung. Tendenziell scheint eine formale Anerkennung und Verankerung auf der Unterstufe leichter/beliebter zu sein als auf graduerter Ebene, was auf den allgemeinbildenden Charakter bzw. die „Irrelevanz“ der gewählten Programme dieser Studienphase zurückzuführen ist. Die Möglichkeit eines graduierten Konzentrationsstudiums im Rahmen der traditionellen *Degree-Programme* besteht oft auch für *Black-* bzw. *Afro-American Studies* und nun bedingt auch für *Lesbian/Gay* und *Cultural Studies*.

Women's Studies Kurse scheinen — zumindest in den Studienplänen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen — relativ gut integriert und abgesichert. Je nach inhaltlicher und politischer Ausrichtung, aber insbesondere je nach personeller Ausstattung widmen sich die Universitäten schwerpunktmäßig spezifischen Themengebieten. Diskussionen über Rasse und Geschlecht, Geschlechteridentität und Essentialismus, Zentrum und Marginalität, Repräsentation und Kultur, Zwangsheterosexualität, (Anti-)Pornographie, Aids u. a. bestimmen den feministischen Diskurs. Mit Ausnahmen (z. B. Harvard) gilt die Regel: Je elitärer die Universität, umso weniger bzw. traditioneller das Lehrangebot.

Exemplarische Beispiele in New York City

In vielerlei Hinsicht scheint die *New School for Social Research* repräsentativ auch für andere Universitäten: Als ehemalige Fluchtstätte der von den Nationalsozialisten verfolgten Intellektuellen ist diese Universität mit ihrer eindeutig marxistischen Orientierung als „university in exile“ bekannt geworden. Wissenschaftlerinnen wie Seyla Benhabib, Sara Ruddick, Vera Zollberg, Sondra Farganis und Ann Snitow (Initiatorin des „Network of East-West Women“) dominieren den feministischen Diskurs. Während *Women's Studies* bis dato als individu-

elle, d. h. nicht formal anerkannte Schwerpunktbildung studiert wurde, bietet die Universität ab Wintersemester 1993 — neben der neu eingeführten Studienrichtung „Psychoanalysis“ — ein „Gender Studies Program“ an. Was nach außen als Erfolg präsentiert wird, ist lediglich die Bündelung von seit Jahren Bestehendem, das Lehrangebot sowie die personelle Ausstattung bleiben unverändert. Strategische Überlegungen sowie ein allgemeiner Druck, diesem Trend zur Zentralisierung zu folgen, waren Anlaß für diese institutionelle Veränderung, die nicht ohne Skepsis erwartet wird.

Auch die an der *New York University* auf *undergraduate* Ebene verankerte interdisziplinäre „Bündelung“ des *Women's Studies-Program* ging nicht mit der Schaffung von zusätzlichen Posten einher, wodurch das *Women's Studies Center* — nach Ansicht der Direktorin Sterhell — weitestgehend unsichtbar blieb. Auf graduerter Ebene bietet lediglich das *Department History* eine Konzentration in *Women's Studies* an, die von Maly Nolan koordiniert wird.

Das *Institute for Research on Women and Gender* der *Columbia University* sowie das *Women's Studies Center* der *Rutgers University* in New Jersey sind weitestgehend sehr ähnlich konzipiert. Ersteres wird von der vom *Geschichte-Department* für fünf Jahre freigestellten Martha Howell geleitet, die von einer der Soziologie zugeordneten Stellvertreterin und einer Programmdirektorin unterstützt wird, zweiterem sind zwei auf fünf bzw. drei Jahre befristete Posten zugeordnet. An beiden Universitäten kann auf der Unterstufe ein *BA (Minor und Majors)* sowie auf graduerter Ebene ein Konzentrationszertifikat in *Women's Studies* erworben werden, wobei die entsprechenden Kurse sowohl vom *Women's Studies Department* als auch von anderen Disziplinen angeboten werden.

An der *Rutgers University* wird nach Auskunft von Barbara Balliet (eine der beiden *Women's Studies*-Wissenschaftlerinnen), derzeit die Einrichtung eines speziellen *Women's Studies Department* diskutiert, da die Nachteile der nervenaufreibenden Kämpfe um Ressourcen und Posten gegenüber den Vorteilen einer schwierig handhabbaren und damit „herausfordernden“ Organisationsstruktur überwiegen.

In der Tendenz hat sich — wohl nicht zuletzt aus finanziellen Gründen — das beschriebene „Mischmodell“ durchgesetzt. Viele der Zentren sind jedoch finanziell und personell schlecht bis „nicht“ ausgestattet. Zutage tritt, daß der Akt der Verankerung oft der leichteste Schritt auf dem Weg der Institutionalisierung war und ist, der Kampf um Ressourcen meist erst danach beginnt.

Identitätspolitik

Integriert in einen umfassenden Diskurs um Identität, *PC (Political Correctness)* und Essentialismus werden in den USA verstärkt Stimmen laut, die eine Reflexion der „identity-based“ Politik einfordern. Kritisiert wird der (universitäre) Separatismus, der Differenzen perpetuiere, die es eigentlich zu hinterfragen gelte. Mit der Strategie „Jede Gruppe spricht für sich“ konnten zwar Frauen und Minderheiten

verstärkt integriert werden, gleichzeitig sprachen aber Einzelpersonen durch Generalisierung ihrer Erfahrungen für „ihre“, über das biologische Geschlecht, die sexuelle Orientierung oder die ethnische Zugehörigkeit zum zentralen Selektionskriterium definierte, Gruppe. Neu an dieser Kritik ist, daß sie nun auch von Feministinnen und Minderheitenvertreter/innen verbalisiert wird. Diese Diskussion bildete das zentrale Thema des Symposiums „The Identity in Question“, dessen Vorträge und Diskussionen im gleichnamigen „October“-Heft⁶ veröffentlicht wurden. Joan Scott ortet dabei im Separatismus nicht nur Verweigerung, sondern auch Imitation eines herrschenden ideologischen Kontexts, da neben der Totalisierung von (Teil-)Identitäten auch die binäre Oppositionierung der Minderheit gegenüber der Mehrheit/dem Dominaten perpetuiert wird. Differenzen werden so dargestellt, als würden sie „an sich“ bestehen. Vergessen wird, daß diese mittels Diskriminierungen im Prozeß der Durchsetzung des Über- und Unterlegenen erst produziert werden.⁷ Damit steht — Cornell West folgend — Identität im unmittelbaren Zusammenhang mit der materiellen Verteilung von Gütern: „... identity is about bodies, land, labor and instruments of production. It is about the distribution of resources.“⁸ Gefahren und Errungenschaften einer „identitätsspezifischen“ Politik reflektierend fordert Judith Butler eine Doppelstrategie: „My own view ist that it is imperative to assert identities at the same time that it is crucial to interrogate the exclusionary operations by which they are constituted.“⁹ Wesentlich vorwurfsvoller artikuliert sich Stanley Aronowitz, der mit Hilfe der entwicklungspsychologischen Aspekte darauf verweist, daß Identität nur ein Name für das temporäre und relative Produkt eines Zusammenspiels ist. Die Tendenz, Identitäten über Differenzen zu definieren, hat seiner Ansicht nach die soziale Bewegung in eine Krise geführt: „The idea of difference becomes, in effect, the new universal that cannot be overcome but must instead be celebrated.“¹⁰

Richtig ist, daß diese „identitätsspezifische“ Politik — auch aufgrund der zugrundeliegenden Ego-Zentriertheit — zu einer Vernachlässigung der Klassenfrage geführt hat. Aber, von wessen Krise ist die Rede? Von welchem Ort aus werden diese Bedenken geäußert, welche Bedeutung hat das Geschlecht, die ethnische Zugehörigkeit, die sexuelle Orientierung der/s Kritisierenden für den Gehalt der Kritik? Die Problematik und Ambivalenz der Kritik steigt, wenn mitberücksichtigt wird, daß sich zum aktuellen Zeitpunkt Minderheiten — allzuoft unter weiße, heterosexuelle Mittelschicht subsumiert — verstärkt abgrenzen. Wenn nun von Schwächung der sozialen Bewegungen die Rede ist und mit nostalgisch-verklärtem Blick die 60er Jahre ins Spiel gebracht werden, stellt sich die Frage, inwieweit das Schweigen von Frauen und Minderheiten Voraussetzung für die Nichtinter-

6 October, 61 (1991): The Identity in Question. A Special Issue.

7 Joan Scott, Multiculturalism and the Politics of Identity, in: ebd., 12—19.

8 Cornell West, A Matter of Life and Death, in: ebd., 20.

9 Diskussionsbeitrag von Judith Butler zur schriftlich dokumentierten Podiumsdiskussion, in: ebd., 108.

10 Stanley Aronowitz, Reflections on Identity, in: ebd., 101.

fragung von Zwangsheterosexualität, Euro- und Androzentrismus war und immer noch ist. Wie ist Kooperation nach Jahren der Zerstörung und Repression ohne selbstreflexiver (individuell wie in Gruppen) Aufarbeitung von Vergangenen im Sinne der (Mit-)Täterschaft möglich? Oft sind es weiße, heterosexuelle Männer (oder Frauen), die keiner „Identitätsgruppe“ zugehörig sind und sich nach der Rückkehr der Mutter/des Vaters und/oder Geliebten sehnen, um in gewohnter Art weiterzuarbeiten.

Ob allerdings der (universitäre) Separatismus ein kraftvoller Ort für gesamtgesellschaftliche Veränderungen, eine kleine Nische oder ein Loch im alles umhüllenden Käse ist, das wird sich in den nächsten Jahren zeigen.